

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

13.5.1934 (No. 19)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 19



13. Mai 1934

Berta Schleicher / Der werdende Emil Gött / Aus unbedruckten Briefen

Am heutigen Tage würde der badische Dichter Emil Gött seinen 70. Geburtstag feiern. Nur an einem Grabe, der Ehrenruhestätte, die die Heimat ihm bereitet hat, dürfen die Freunde ihm nahen und einen stillen Beigruß hinübersenden in das Land, in das er allzu früh gegangen ist. Als ein Unvollendeter, rein menschlich gesprochen, steht er vor uns. Das Leben hat ihm nicht Zeit gelassen, den Ring der Werke zu schließen. So ist es immer wieder ein werdender, ein gärender, ringender Gottsucher, den wir aus seinen Briefen, aus seinem Schaffen kennen lernen. Ein großer Bejaher des Lebens. Immer stürmt er vorwärts in das Leben hinein — mag sich die Welt ihm als ungeheuer, ewig, herrlich oder schrecklich darstellen. In allem, was er schreibt, kreist — wie er selbst sagt — nicht nur Seele, sondern auch Blut, rotes, heißes, nach Leben dürstendes und dem Leben geweihtes Blut.

Von seiner einsamen Scholle im Schwarzwald hält er Umschau nach Menschen, denen er sein heftiges Herz und seine ungestüme Gedankenwelt anschließen kann. Und so sucht er auch — seltsam genug — einen Weg zur 82jährigen „Idealistin“ Malwida von Meysenbug, deren Memoiren sein Denken und Fühlen aufgewühlt hatten. An einem Sonntag des Jahres 1898 schreibt er ihr zum erstenmal nach dem fernen Rom, und aus seinen heißen, überströmenden Bekenntnisbriefen folgen hier einige unveröffentlicht gebliebene Seiten, die den tapferen Kämpfer Emil Gött wieder einmal vor uns erstehen lassen in der ganzen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seiner echt deutschen, innigen und ehrlichen Natur.

Zähringen, 13. Oktober 1898.

„Wenn der Bau vollendet ist, nimmt man die Gerüste weg“, sagt Nietzsche sehr zeitgemäß. Nun ist nicht zu leugnen, daß am Bau des Menschen sein Werdegang manchmal interessanter ist, als das Gewordene — aber nein, das scheint nur so: wenn der Bau sein Werden nicht in der Vollendung zeigt, so hat auch der Werdegang nur für den Arzt Interesse. Ja, wenn ich diesen meinen Werdegang selbst „künstlerisch“ aber treu wissenschaftlich aus dem Wust der lüdenreichen Aufzeichnungen herauschälte; aber das geht im Augenblick und für eine geraume Zeit nicht; das ist Arbeit, wenn nicht für eine fremd befreundete Federseele, so doch allenfalls nur für den Lebensabend, und ich habe die allerhöchste Lust, mich erst als an seinem frühesten Morgen, wenigstens des Mannesalters, zu spüren! (Uebrigens, mit dem Kalender gemessen war ich im letzten Mai [am andern Tag!] gerade 34 Jahre.) Für den Augenblick aber bereiten sich ganz andere Dinge vor, um nicht zu sagen, ich bereite sie vor, wie es natürlich den Anschein hat. Ich stehe vor einer höchst bedeutenden Lebenswende, bei der vermutlich das Entscheidende erst herauskommt, nachdem ich alles Alte zum Scheitern gebracht habe (wenn ich es dahin bringe!). Seit zwei Jahren treibe ich ohne Wind und Dampf vor den Klippen in der Brandung, und jetzt, wo

ich mit vollem Wind auf sie zuhalte, um zum Scheitern zu kommen, wirft die stärkere Woge mich immer wieder zurück! Und doch muß es sich jetzt entscheiden; es muß aus tausend Gründen und soll sich doch nur auf dem einzigen Wege, den ich trocken und lustig gehen kann. Ich will auch dieses Ihnen andeuten, nur andeuten: es ist seit langem beschlossene Sache, daß ich nach Beendigung des diesjährigen Feldzugs, was gewöhnlich mit der Weinlese, der Einbringung der letzten Feldfrüchte usw. geschehen ist, nicht mehr wie bisher mich wollüstig und zeugungsfroh in die Winterruhe stürze — denn:

Ist Müßiggang aller Laster Anfang,
So ist müßig liegen
Aller Laster Siegen!

Ich meine: kann ich mich schon während des sommerlichen „Müßiggangs“ (nach Ferdinand im „Sturm“) der lieblichen Gedanken kaum erwehren, so fällt vollends in der Ruhe und Saftfülle des Vorwinters die Muse über mich her und verführt mich zu einer üppig-wilden Ehe — deren Früchte ich im neu-gefräßigen, nach neuen Jahresringen von Leid und Lust hungrigen Frühjahr meinem Dämon wieder opfern muß. Der Winter ist schön und heiß aber tatlos vergangen, und die siebenfache Not eines neuen Jahres reißt ihre Mäuler her, und ich habe nichts hineinzustopfen, als mein Blut und — wenn ich das auf der Reize fühle — meinen Trost. Mit dem seh ichs dann wieder durch, manchmal unter knirschen und schäumen. Dies also soll diesen Winter, den ersten der zur Bestimmung gekommen scheinenden Mannheit, anders werden; ich will mich der drohenden Umarmung entziehen und einen, wenn auch nicht gerade neuen, sondern schon einmal verfehlten Weg von neuem versuchen, und zwar, lassen Sie es mich nur ganz leicht andeuten: ich will [folgen vier unleserlich gemachte Zeilen]. Wahrscheinlich läuft es auf eine Enttäuschung hinaus, und indessen ich renne und denke, lenkt es das Schicksal nach meinem mir gottlob dunkeln Willen; es wäre sonst zu langweilig, wenn es nach unserm Wissen ginge!

„Du trachtest stets die Männer und Weiber zu berauschen,
Doch ich will dein Erstaunen und deinen Rausch vermehren — drum hörch!“

singt Nami; aber es gehört nun einmal zu meiner Lebensstrategie, mich durch keine Ausichtslosigkeit — von vorne betrachtet! — vom Wege nach einem Ziel abhalten zu lassen; denn wie soll ich über die Aussicht urteilen, da ich das wirkliche Ziel gar nicht kenne? Und was will ich, wenn ich gehe? etwa Geld oder Ruhm oder so was? Nein, ich will nur etwas tun, um nicht zu verkommen! Nun sind mir zum Tun auf meiner Scholle die Hände gebunden, und für die Temperaturen dieser Monate wäre mir ein stilles Basteln (z. B. Strohmattenflechten) offen gestanden zu — müßig! Ich möchte so gerne, daß Ihr verständiges und liebevolles Auge auf mir ruhe! Obwohl ich nun kein Freund von Mittelwegen

bin, habe ich doch schon einen betreten, der uns zusammenführen kann: ich ließ vor einem Jahre, glaub ich, eine Art Deltabildung oder eigentlich nur Flußteilung in meinen Aufzeichnungen einreißen, die ich aber soeben wieder aufzugeben im Begriffe bin (da sie nicht mehr nötig ist: ich lasse nämlich den historischen Teil, d. h. die sozusagen Thermo- und Barometerablesungen und das Pulsessen fort!) und sonderte den ideellen Teil vom animalen; es gelangte noch genug Vitales ungewollt hinüber! Von diesen Festen könnte ich Ihnen eins und das andre schicken. So könnten Sie mich kennen lernen, einigermassen, ohne daß Sie die gefährliche Maisfrucht kosteten, die Ihnen aber nicht versagt ist; im Gegenteil: auf beiden Händen halte ich sie Ihnen entgegen, freudig und nur zweifelnd, ob mein Herz und diese Hände so rein sind, daß sie diese Gabe (die aber auch mit „Dichten“ vergiftet ist, indem sie eine Lösung von Nothungelöstem dichtet, also sub specie aeterni lügt!)*) Es ist ein dramatisches Gedicht, dessen Preisgabe ich mir und der gewiß dürstenden (Mit?) Welt versagen zu müssen glaube, bis — nun bis jene Lösung durch das reale Leben gefunden worden ist, und ich sie nun dichten dürfte. Sie verstehen mich jetzt, nicht wahr?

Bähringen, 14. Oktober 1898.

Und nun denken Sie: ich muß heute noch einmal daran und in die Tinte steigen!

Kaum eine Viertelstunde währte gestern das Vergnügen, das ich bei dem Gedanken hatte, Ihnen ein paar wenn auch angreifende, doch gewiß muntere Stunden bereitet zu haben, als plötzlich aus irgend einer düstern Kammer in meinem Herzen die Fledermäuse der Bedenklichkeiten scharenweise hervorbrachen und mich bekümmerten. Denn: obwohl ich diesmal weder gelogen noch gedichtet hatte, so hatte ich doch — geschwätzt, und „geschwätzt“ ist auch eine Art „gelogen“: man fährt eine Batterie Dinge auf, die nicht getan sind! Es knallt und raucht, aber alles sind blinde Schüsse! Und wie oft im Leben ist die Mühe, die man sich gab, um Worte für etwas zu finden, das letzte gewesen, was man für die Sache tat. Es ist, als ob der eitle Mensch sich mit Wind fättige!

Nun habe ich freilich in meinem Mitteilungsdrange alles andre eher als Eitelkeit vor Ihnen empfunden; eine einzige Stelle ausgenommen, wo dieser dumme Teufel mich auf eine Sekunde beschlich; aber der minimale Gistropfen, den er mir beizubringen wußte, war genügend, um durch eine unendliche Verteilung mir das Ganze zu vergiften, und ich war schon mehr als bloß entschlossen, den Brief wieder zu vernichten. Nur die Heftigkeit und Ehrlichkeit des Entschlusses rettete ihn vor der Ausführung, und so begnügte ich mich damit, jene Stelle allein auszustreichen und ich bitte Sie, falls ich es zur Schonung der Sauberkeit des Blattes nicht sorgfältig oder doch erfolgreiche genug getan haben sollte, das Ihrige durch Ueberfliegen des schwarzen Fleders hinzutun zu wollen.

Darf ich das erwarten und in dieser Beruhigung mich und mein Geheimes offenbaren, das sich den andern, soweit es geht — und es kann weit gehen! — nur in Leben zeigen soll; nicht in Worten! Oder doch nicht in Worten, die der Lebensmöglichkeit voranzurufen und einen gut Teil Luft verbrauchen! Nein, ich will keine meiner Kräfte und Künste in den Wind verderben, aber auch keine verhalten! Was Leben an mir ist, soll sein Leben finden! „Jede Laufbahn offen jedem

*) Schluß des Satzes fehlt.

L. Henrich / Von Johann Peter Hebels Stammesart

Es ist mit der Zeit eine unwidersprochene Ueberlieferung geworden, in der Gestalt Hebels eine überaus glückliche Mischung alemannischer und fränkischer Eigenschaften zu erblicken. Die Mutter stammte aus Hausen im Wiesental, der Vater aus Simmern am Hunsrück, das damals noch pfälzisch war und später an Preußen kam. Auf den ersten Blick scheint alles zu stimmen. An dem reinen Alemannentum der Mutter wird niemand zweifeln, aber wie steht es mit dem pfälzischen Erbteil von der Vaterseite her? Beide Elemente sollen in Hebels Wesen unverkennbar zum Ausdruck kommen.

Georg Längin, ein besonders feinsinniger und einführender Biograph Hebels, ist an diese Frage nur mit einiger Zurückhaltung herangetreten: „Im allgemeinen wird man sagen können, daß dem Alemannen größere Gemütsstärke und damit zusammenhängend eine gewisse, dem schwäbischen Wesen der Nachbarschaft sich nähernde Langsamkeit und Bedächtigkeit eigen, während das fränkische Naturell in einer rascheren Beweglichkeit des Geistes, in einer gewissen Jovialität und Munterkeit und Laune sich äußert, die mit Leichtigkeit sich die Sorgen vom Halse schüttelt und auch dem Ernst des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen weiß.“

74

Talent“ — ihr Widerspiel wird für eine frische und bei aller Kampflust harmonisch organisierte Bewegung sorgen — vor einem noch höheren Auge vielleicht noch immer ein Chaos, sicher aber kein unschönes Schauspiel — welches Wort mich plötzlich heftig auf einen allgemeinen Gedanken von mir ablenkt; unter Umständen bin ich ihn schuldig, Ihnen mitzuteilen, da er auf eine weite Strecke hinaus mein annoch dunkles Denken vor Ihren Augen beleuchten kann und so für viele lange Briefe dient — ein Blick für viele Kerzen; wobei ich lachend zugebe, daß für den zivilen Hausgebrauch eine Kerze brauchbarer ist, als viele Blitze; aber anders in der großen, wilden, stürmischen mächtigen Landschaft! Also: Schauspiel schrieb ich und streifte mit dem Gedanken an das Wort Tragik, ein Wort, ein Ton, ein Begriff, auf den die Seeleninstrumente der alten, bis heutigen Menschheit zusammengestimmt sind. Man braucht die Saite nur anzuschlagen, dies Wort nur zu nennen, so werden die Blide ernster, die Rippen scheinen zu zucken, und man fühlt ordentlich, wie die Herzen sich zusammenschließen und der Atem beklommener wird. Tragödie — huh!!! — ich leugne die Tragik, verlache die Tragödie, lehre die Uebertragik, die Heroik und dichte (!) die — Heroik, wenn ein lächerliches Wort für die lustvolle Sache gemacht werden soll! Alle Tragik beruht auf einem Mißverständnis, einer Unfähigkeit, einer Schwäche, einer unsern Kräften durchaus proportionalen Forderung unserer Natur gegenüber, eine Natur, die ich als ein durchaus unteilbares Eines anschau und anfühle, und die übliche (aber üble, d. h. übel angewandte) populäre Scheidung in eine höhere und niedere Natur nur als Andeutung der Polarisierung unseres Willens zulasse. So weit und tief ich die Weltgeschichte, speziell die Menschengeschichte durchblättere, finde ich kein sogenanntes tragisches Verhältnis, in dem tatsächlich die Uebelnatur des Menschen eine Forderung an ihren Träger stellte, die er zwar erkennen mußte, aber nicht erfüllen konnte, so er ehrlich, aber freilich mit wahrhaft göttlichem Mute und Vertrauen auf die Ewigkeit, Unverwundlichkeit, ja ewige Erhebungsmöglichkeit, also Göttlichkeit des Lebens wollte nicht möchte, sondern wollte!

In der Schwäche des Willens liegt aber bloß die Jeremiade der Menschheit, aber nicht das Erhabene, das wir „ahnungsvolle Engel“ dem Begriff der Tragik beilegen. Es gibt keinen Knoten im Leben, d. h. in der Welt überhaupt, der, wenn er gelöst sein wollte, sich nicht lösen ließe. Auf dem Grunde des Menschenwesens schon, von höheren Möglichkeiten ganz „abgeahnt“, liegt Ruhe, Heiterkeit, Glück, rein-freudiges Leben, nur dicht und zäh überlagert vom Speck unserer Dummheit, Faulheit, Uebellaunigkeit, Gefräßigkeit und Schlechtigkeit. Wenn Sie nun näher und heiter in die Sache hineinschauen, so werden Sie mutatis mutandis den allgemeinen Gang der Tragödie darin erblicken können: alles kommt schließlich auf eine kleine Ueberwindung hinaus, die vollkommen im Bereich unseres Willens läge, wenn wir uns, das Leben und die Welt so lieb hätten, daß wir jeden geforderten Preis dafür zu zahlen willig wären. Dies auch für den Fall, daß dieser Preis in unserem Leben selbst bestände.

Und nun leben Sie wohl! Nehmen Sie mich wie ich bin; wie ich es auch bei jeder Entscheidung meinem Gotte zurufe, trotzig genug: Sic creasti — sic habeas me! Sic volvo — sic inbe!

Ihnen die lieben Hände küßend

Ihr

Gött.

Wir möchten erwarten, daß die Merkmale gemischten Blutes in der äußeren Erscheinung irgendwie hervortreten. Die Schilderungen der Zeitgenossen Hebels sind aber zu unbestimmt, als daß es möglich wäre, daraus zuverlässige Folgerungen zu ziehen. Eher können uns die Bildnisse Hebels Aufschluß geben. Für unseren Zweck besonders tauglich erscheint mir die Zeichnung von Iwanow, dem Hofmaler der Markgräfin Amalie von Baden; sie war früher im Besitz des Oberstleutnants Ruffbauer in Karlsruhe, wurde erst aus Veranlassung der Geburtstagsfeier 1872 in weiteren Kreisen bekannt und gehört heute der Bibliothek der Universität Basel. Das Bild stellt Hebel etwa sieben Jahre vor seinem Tode dar. Es wurde vor einigen Jahren in einer guten Reproduktion vom Badischen Kunstverein seinen Mitgliedern zugänglich gemacht und wurde dankenswerterweise auch der von R. Obler herausgegebenen Nachlese zu den Hebelbriefen beigelegt.

Auf diesem Bild lassen sich alle wesentlichen Eigenschaften des alemannischen („schwäbischen“) Antlitzes erkennen, wie sie W. Hellpach in seiner Abhandlung über „Das fränkische Gesicht“ (Heidelberg 1921) festgestellt hat. Sein Verbreitungsgebiet ist das gesamte alemannisch-schwäbische Mundartengebiet.

Der Grundriß des schwäbischen Antlitzes ist ein Viereck, Quadrat oder Rechteck, eventuell mit wenig abgeprägten unteren Ecken . . . das starke seitliche Vorspringen wird für das schwäbische Gesicht ebenso kennzeichnend wie das Vorspringen der Hochbögen für das fränkische Gesicht. Die Kinnverjüngung fehlt, das Gesicht erscheint breit, es besteht für den Eindruck überhaupt kein „Kinnwinkel“, sondern ein flacher Kinnbogen. Die Mundwinkel liegen wie in einer kleinen, zugleich nach einwärts gekniffenen Vertiefung . . . das Antlitz bildet mit der Stirn eine geometrische Einheit, eben ein Rechteck. Bei weichen Zügen (die hier viel häufiger sind als im fränkischen Physiognomiegebiet) entsteht, je nach der mehr oblongen oder quadratischen Form des Antlitzrechtecks, die Kurbis- oder Vollmondform des schwäbischen Gesichts.“

Die Form des alemannischen Antlitzes wird uns besonders deutlich durch Gegenüberstellung mit dem fränkischen Typus. Das fränkische Antlitz zeigt stets eine starke Verjüngung (Zuspitzung) nach unten zu. Bei weichen Zügen erhält es dadurch eine Art Herzform; ganz allgemein kann man behaupten, daß der Grundriß des fränkischen Gesichts ein gleichschenkeliges Dreieck vorstelle, an dessen Spitze die Kinnspitze liegt. Der Basis dieses Dreiecks ist die Stirn wie ein sehr oblonges Dreieck angelegt. Es ist eine glückliche Fügung, daß wir diese raschbestimmenden Angaben an einer ganzen Anzahl leicht zugänglicher Bildnisse hervorragender Alemannen leicht nachprüfen können, z. B. bei Hans Thoma (und den von ihm geschaffenen Gestalten), bei Böcklin, Gottfried Keller, Hansjakob u. a., während auf der fränkischen Seite (aus Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden soll) nicht leicht eine entsprechende Anzahl von Bildern zum Vergleich beigebracht werden kann. Doch ist es wohl jedem Leser mit großem Bekanntheitskreis ein leichtes, in diesem weitere Beweise zu entdecken.

Wir werden ferner forschen müssen, ob in der Persönlichkeit Hebels irgendwelche Züge zu entdecken sind, die auf einen pfälzischen Ursprung hindeuten. Man sucht in diesem vor allem die Erklärung für seinen Humor zu finden, ohne zu bedenken, daß gerade die echte, gemütsstiefe Form des Humors, die Hebel zu eigen ist, im alemannischen Gebiet daheim ist, ohne daß auf gelegentliche Neukerungen derben und spottlästigen Witzes verzichtet wird. Wer einmal eine Fastnacht im Schwarzwald miterlebt hat, wird davon erzählen können.

Hebel hat, wenigstens in seiner Jugend, Wert darauf gelegt, mit der Familie seines Vaters in Verbindung zu bleiben; zweimal hat er Reisen nach Simmern unternommen, das erstemal als Gymnasiast und das zweitemal als Vikar von Hertingen aus; es zeugt gewiß von Pietät, daß er in das in seinen Besitz übergegangene Tagebuch seines Vaters, in dem dieser viele Jahre hindurch seine Wanderfahrten verzeichnet hatte, später dazu benutzte, um über seine eigenen Reisen Aufzeichnungen zu machen. Aber sonst scheint sich in seiner Seele keine Neigung zu den seinem späteren Aufenthalt so nahe wohnenden Pfälzern gerührt zu haben; wir hören nichts davon, daß auf den wanderfreudigen Mann die nahen, herrlichen Burgen des Pfälzer Walds je eine Anziehung ausgeübt hätten; Hebel zeigt vielmehr gelegentlich eine starke Antipathie gegen die Pfälzer, bezeichnet sie als Windbeutel und findet ihre Annäherung und ihren Stolz unerträglich. Das norddeutsche Wesen gar wies er mit einer Schroffheit ab, die ihm sonst nicht eigen war. Seine Freunde waren alle „da droben“, und auch von den Freunden, die er in Karlsruhe gewann, stammten die meisten aus dem Oberland. Es gab natürlich auch Ausnahmen. Sein „Abjunkt“ Külle berichtet, „mit Goethe wäre er in drei Tagen, mit Zelter dagegen in drei Stunden vertraut geworden. Es mußte wenigstens ein bißchen Boden-erde an dem Menschen hängen geblieben sein, der ihn annuten sollte.“

Hebel fühlte sich immer ganz als der Sohn seiner engsten Heimat; man kann sogar von einem beschränkten alemannischen Stammespatritismus sprechen; die Berufung in die Residenz, „die sandige Hardt, das Welschhornland“, bedeutete ihm eine Verletzung in eine ganz neue Welt. Die treue Anhänglichkeit an die Heimat hat er sich bis ins Alter bewahrt; sie äußert

sich manchmal in seinen Briefen in einer mit tiefem Schmerz empfundenen Sehnsucht. Einmal sprach er mit Freunden darüber, wo er wohl seinen Wohnsitz nehmen werde, wenn er vom Amte zurücktrete, und nannte dabei Börsach. Als jemand bemerkte, daß er dort keine Freunde mehr finden werde, da sie ja alle entweder an andere Orte versetzt oder gestorben seien, erwiderte er: „Ach, dort ist jeder Baum, jede Wiese, jeder Bach mein Freund.“

Den Unterschied zwischen den fränkischen und den alemannischen Neukerungen des Lebensgefühls hat Hellpach in dem oben erwähnten Aufsatz folgendermaßen bestimmt:

„Das fränkische Temperament ist gekennzeichnet durch große Raschheit, Lebhaftigkeit und geringe Dauerhaftigkeit der seelischen Erlebnisse und ihrer Neukerungen, . . . viel Sprechen und Lachen ist fränkische Eigentümlichkeit, überhaupt eine lebhaft bewegte, ungebundene Mimik . . .“

Das alemannisch-schwäbische Temperament hingegen zeigt überaus langsames, zögerndes, aber nachhaltiges und gründliches Aufnehmen und Beantworten aller Erlebnisse und als Neukerungsform des Innenlebens eine schwerfällige, gehaltene, gebundene, ja oft geradezu gehemmte Motorik der mimischen (und gestikulativen) Ausdrucksmittel. Die Intensität der Verarbeitung geht bis zur Bergäubelung, die Fähigkeit der Nachwirkungen bis zum Fasten selbst belangloser Erlebnisse. Das „Wesen“ dieser Menschen ist ernst, oft unbewegt (dadurch auch undurchsichtig), gemessen, reserviert, gebunden, auch die innerlich heiteren Naturen darunter (es überwiegen aber durchaus die ernstern, ja schwernehmenden) sind nicht leicht „fröhlich“ oder gar „lustig“. Lächeln ersetzt meistens das Lachen, selbst die gesprächigen Naturen (im schwäbischen Stammeskreis engeren Sinnes nicht so dünn gesät) haben in ihrer Rede etwas Wichtiges, Behrhaftes, oft Unlebendiges, Sprödes und lassen das Plauderhafte, sprudelnd Geschwähige des fränkischen Typus vollkommen vermissen. Die stark verhaltene Mimik kommt den gebundenen Erscheinungsformen des Frohsinns: Schalkhaftigkeit, Beschaulichkeit, Humor am ehesten zugute, während Vorwitz und Schlagfertigkeit fehlen. Besonders eindrucksvoll tritt die gebundene Temperamentsart bei Massenveranstaltungen in Erscheinung. „Aufsteckende Lebhaftigkeit, die im fränkischen Wohngebiet gern überschäumt, bleibt hier so gut wie ganz aus; der Redner findet aufmerksamere und nachdenkliche, aber selten hinreichende Hörschaften; gegenüber etwa dem pfälzischen Dorf, dessen betäubend lärmende Sonntagsausgelassenheit schon B. G. Niehl klassisch geschildert hat, können im Schwarzwald selbst Volksfeste einen merkwürdig stillen, gehaltenen, eher feierlichen, nicht selten steifen Eindruck erwecken.“

Es kann kein Zweifel bestehen, welche der beiden Schilderungen sich am zwingendsten auf Hebel anwenden läßt. Seine größere Lebhaftigkeit ist nur natürlich bei einem über seine Umgebung durch sein Erzählertalent hinausragenden und von Mitteilungsbedürfnis erfüllten Mann; sie darf keineswegs als ausschlaggebender Zeuge für die Beimischung fränkischen Blutes in seinen Adern angesehen werden; der grundsätzliche Ernst und die Tiefe seiner Lebensauffassung sprechen deutlich vernehmbar dagegen.

Die fränkische Regsamkeit ist bei den Pfälzern aufs engste mit einem einseitigen Materialismus verknüpft, wie er sich in manchen Aussprüchen der Pfälzer Volksdichter ganz offenherzig und unbefangenen äußert, zum Beispiel:

„Mer is uff dare Welt (freilich aach Gott ze ehn),
So doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern.“
(Lennig.)

Oder:
„Der Mensch hot en Mage un nit umesunscht.“
(Kobell.)

Auch der häufig gehörte Spruch:
„Seh dich über alles weg,
Fren dich über jeden Dred“

ist für die unbekümmerte Lebensphilosophie des Pfälzers bezeichnend. Im Munde Hebels wäre er undenkbar.

Hans von Dezold / Als Chefarzt in den Argonnen

II

Als Madame Jeanne Jacquet, wurde Leiterin des Blauen Kaninchens. Sie blieb im gegenüberliegenden Hause bei ihren Eltern wohnen, ins Café zog als Aufsicht ein Sanitätsunteroffizier, zugleich als Friseur mit dem Schild „Barbier und Barbier“.

Unser Schreiner und Maler hatte die Inneneinrichtung glänzend ausgeführt. An den Wänden laufen Bänke entlang mit hohen Holzlehnen, darüber folgt ein goldbrauner Stoff in Höhe von 80 cm, der durch eine Holzleiste abgeschlossen

ist. Darüber ist die Wand und Decke weiß getüncht und mit eingerahmten Bildern aus der „Jugend“ geschmückt. Bank, Lehne und Leiste, Tische und Bilderrahmen sind im Hauptzimmer violett gestrichen, in den Nebenzimmern ähnlich. Azetylenlampen verbreiten taghelles Licht.

Und dann kam der Weihnachtsabend, der uns alle zunächst im großen Saal des Rat- und Schulhauses vereinigte. Um einen großen reichgeschmückten Weihnachtsbaum war hier das Feldlager und die Einwohnerschaft vereinigt.

Nach meiner Ansprache antwortete der Bürgermeister in sehr dankbaren Worten. Jeder Anwesende erhielt ein Paket mit Kuchen und nützlichen Sachen geschenkt, die Weiblichkeit erhielt heiße Schokolade, die Bauern Punsch. Unser Mannschaftsgefangverein wechselte mit dem der jungen Mädchen ab und schließlich wurde: „Stille Nacht, heilige Nacht“ von allen im Chor gesungen. Alles schied in aufrichtiger Dankbarkeit.

Auch den Silvesterabend begingen wir feierlich und fröhlich im Café. Am Neujahrsmorgen aber brachte mir der Gesangverein junger Mädchen von Thénorgues im Café ein Ständchen. Sie sangen zu meiner Ueberraschung dabei in deutscher Sprache das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Zur Belohnung durften sie dann die Marcellaise singen und erhielten Kaffee, Kuchen und Waffeln. Der Bürgermeister überbrachte mir die Glückwünsche der Gemeinde.

Mit großer Freude erhielten wir den Befehl, uns für die Aufnahme Leichtkranker einzurichten. Sofort wurden in den Häusern die fehlenden Fensterscheiben eingeklebt, Defen beschafft, Bettstellen gezimmert und Beleuchtungskörper befestigt. Ich ließ für alle eingerichteten Häuser große, lange schwarze Schilder über der Eingangstür anbringen, die zwischen zwei weißen Kreisen mit dem Roten Kreuz in weißer Schrift den Namen des Hauses trugen. Der Name war aber stets ein weiblicher Vorname. Der Besitzerin dieses Vornamens teilte ich dann mit, daß in Thénorgues ein Krankenhaus ihren Namen erhalten habe, sie möchte uns für dasselbe Liebesgaben schicken. So sind das Annen-, Karolinen-, Henrietten-, Marien-, Mariannen-, Hilben-, Olga-, Pieselotten- und Charlotten-Haus und später noch viele entstanden. Dadurch kam in das Dorf ein einheitlicher Schmuck und die Einwohner waren sehr zufrieden mit der Wiederherstellung ihrer zerfallenden Hütten. In jedem Hause wird das erste Zimmer als Tagesraum nach dem Muster des Cafés eingerichtet, während die anderen Zimmer Schlafräume wurden. Kleine Zimmer wurden aus Gründen der Heizbarkeit durch Einreißen von Wänden in einen Raum verwandelt.

Einen Höhepunkt unseres Lebens in Thénorgues bildete unsere Maifeier. Durch Kommandanturbefehl wurde am 30. April die Mitternacht auf 9 Uhr abends verlegt, damit die Kranken nicht zu spät ins Bett kämen. Zahlreiche Gäste waren erschienen und lauschten dem Konzert der 24 Militärmusiker vor dem Blauen Kaninchen. Dann schlugen die Flammen des Holzstoßes hoch, während wir alle das Lied „Der Mai ist gekommen“ sangen. Der Frühling lag über Thénorgues, die Obstbäume blühten, Kees deckte die Plätze, auf denen vor kurzem noch Misthaufen gelegen hatten, andere waren mit gestochenem Rasen bedeckt. Vorgärten zierten die Hauptstraße und der Geist friedlicher Ruhe und Heiterkeit lag über Thénorgues. Wir bebauten 33 Morgen mit Safer und Gerste und Kartoffeln und hinter den Krankenhäusern bauen wir Gemüse und Erdbeeren für uns und die Truppen.

Thénorgues ist die Stätte des Optimismus und der Lebensfreude. Nirgends ist der Pessimist so sehr Störenfried und Schädling wie im Felde. Ich las kürzlich zwei Sätze, die mir sehr gefielen. „Man sollte stets einen Teil seiner Zeit mit lachenden Menschen verbringen“ und „ein Mann ohne Humor ist wie ein Wagen ohne Federn, in dem man in die Höhe hüpfet bei jedem Steinchen, das im Wege liegt“.

Der beratende innere Arzt der Kronprinzenerarmee, Generaloberarzt Geheimerat von Krehl, sah sich häufig die Kranken unseres Lazarett an. Besonders eingehend sahndet er nach Typhusfällen, die leicht der Feststellung entgehen, da der Typhus hier seinen Charakter infolge der Impfsungen geändert hat, oft sogar fieberlos verläuft. Seine reiche Erfahrung und seine glänzende Untersuchungsart ermöglichten ihm, bei uns jedesmal Fälle zu finden, deren Milzbefund allein die Diagnose stützte.

Er erzählte von den Schwierigkeiten, die manche hygienischen Fragen bereiteten, zum Beispiel das Mistabführen der berittenen Truppen. Ich erzählte ihm, daß wir eben den 32. Misthaufen abführten. Er sprach die Vermutung aus, daß wir den 50. wohl mit einer Bowle feiern würden. Ich sagte ihm, daß wir das schon beim 25. getan hätten nach dem Grundsatz: Man muß die Misthaufen feiern, wie sie fallen.

Krehl hat eine außerordentlich fesselnde liebenswürdige Art, anzuregen und zu belehren. Ich habe besonderen Grund zur Dankbarkeit.

Bei einem dieser Besuche ereignete sich ein heiteres Zwischenfall. Unser Gast, ein preussischer Generalarzt, unterhielt sich mit unserem Oberapotheker über einen gemeinsamen Bekannten, der im Heimatort des letzteren im Allgäu gelebt hatte und leider dem Trunke sehr ergeben war. „Es war eben ein Preuße“, bemerkte der Oberapotheker. Der peinlichen Pause, die nach dieser Bemerkung eintrat, machte der Stabsarzt sehr gewandt ein Ende, indem er kurz und trocken zufügte: „Ja, im Allgäu kommen sogar die Preußen ans Saufen.“

Wenn ich dienstlichen Nerger gehabt hatte und auf andere Gedanken kommen wollte, wenn ich mich in der französischen

Sprache üben oder wieder einmal mit einem weiblichen Wesen plaudern wollte, dann schickte ich Josef mit einer Einladung zu den Schwestern Bernande und Donatienne. Sie kamen gern, Tee, Kuchen und Konserven waren für sie ja große Stoffbarkeiten. Ich hatte nie das Gefühl, Mädchen mit Volksschulbildung vor mir zu haben. Nach dem Tee erhielten die beiden Zigaretten, und Bernande las mir vor, am liebsten las sie Lafontaine, meist gab ich ihr ein Buch. Dann aber erzählte sie, und das war immer sehr interessant.

Jetzt, wo so wenige Einwohner hier sind und ich mit ihnen häufiger zu tun habe, seh ich erst, wie wenig Einigkeit unter ihnen besteht, wie Neid, Mißgunst, Eifersucht, ja Haß zwischen ihnen herrscht, wie sie sich gegenseitig bei mir anschwärzen. Besonders hat sich Eifersucht zwischen Bernande und Yvonne entwickelt. Jede behauptet, sie habe den größeren Einfluß auf mich, und beim Waschen der Krankenwäpche sollen sich fabelhafte Szenen abspielen. Ich bestellte die beiden Kampfhähne zusammen zu mir, sie sollten sich die Hand reichen und sich versöhnen. Das mißlang gründlich. Mit einer Leidenschaft und mit einer Zungenfertigkeit, die ich nie für möglich gehalten hätte, fuhren die beiden Mädels aufeinander los, daß der Lärm eine kleine Menschenansammlung vor meinem Hause hervorrief. Was sie sich so zungenfertig vorwarfen, verstand ich gar nicht. Ich sagte ihnen, wenn sie sich nicht innerhalb drei Tagen versöhnten, so würde ich durchs Los bestimmen, welche von ihnen abgehoben wird. Nach diesem salomonischen Urteil entfernten sich beide mit roten Köpfen.

Kaum waren sie fort, so erschien Donatienne. Nie vorher war sie ohne ihre Schwester bei mir gewesen. Mit großer Leidenschaft und Schärfe beklagte sie sich über die Zustände im Dorf, vor allem über die Anschwärzungen ihrer Schwester durch Yvonne. Mit einer Bitterkeit, die ich einer Bierzehnjährigen nie zugebraut hätte, rief sie: „So ist das französische Volk, stets uneinig, sich befehndend, verleumdend. Man sollte glauben, das gemeinsame Unglück schloße sie zusammen. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn der Krieg mit den Waffen zu Ende ist, dann beginnt in Frankreich „la guerre civile.“ Und ich hätte ihre Schwester besser kennen sollen, als daß ich jede Verleumdung glaube.“

Nie werde ich diese Szene vergessen. Die glänzendste Schauspielerin hätte größeres Temperament nicht offenbaren, sich nicht wirkungsvoller zeigen können.

Nachher kam auch Yvonne. Sie war sehr kleinlaut. Ich erinnerte sie daran, was sie mir versprochen habe, als ich ihr Haus von Einquartierung frei ließ. Jetzt war mir aber gemeldet, daß um 110 Uhr abends einer meiner Leute bei ihr gewesen sei. Sie sagte weinend, das sei ganz harmlos gewesen. Sie sei von ihrem Vater sehr streng erzogen worden und vor mir habe sie noch mehr Angst als vor ihm. Dann gab sie mir eine Postkarte an diesen, auf der stand, daß er sich nicht zu sorgen brauche, da sie unter meinem persönlichen Schutz stehe. Sie wußte natürlich, daß ich die Karte lesen mußte.

Als ich mit dem Bürgermeister von diesen vielen Streitigkeiten sprach, sagte er mir, das solle mich nicht wundern, vor dem Kriege sei es nicht anders gewesen.

Plötzlich und unverhofft kam die dienstliche Nachricht, unter Lazarett werde abgelöst und auf einen anderen Kriegsschauplatz abtransportiert werden. Die Gefühle, die der Abmarschbefehl bei meinen Leuten auslöste, waren geteilt. Bei den meisten überwog die Abenteuerlust der Jugend. Ich wäre lieber geblieben.

Ungeteilt waren die Gefühle der Dorfeinwohner. Ich habe bisher nur bei Begräbnissen so viel Tränen gesehen, nein, ich war noch bei keiner Beisehung Zeuge einer solchen Tränenflut. Der erste war der Bürgermeister, der mir in feierlicher Form und sichtlich bewegt seinen und der Gemeinde Dank aussprach. Alle kamen und drückten mir die Hand, selbst die ganz Alten sagten, ich sei ihnen ein Vater gewesen. Eine alte Frau schenkte mir vier Eier und bat um meine Adresse, damit nach dem Kriege ihre Söhne mir schriftlich danken könnten, dafür, daß ich gegen ihre Mutter gut gewesen sei.

„Traurig, aber wahr“, sagte Madame Jeanne in deutscher Sprache. Dann nahm ich die ganze Jugend in meine Wohnung, wo Josef dampfende Schokolade gekocht hatte. Dazu gab es Weißbrot, Kuchen und Zwieback. Siebzehn Augenpaare vergossen erst Tränen, dann leuchteten sie vor Freude über die Bewirtung. Versöhnt saßen die beiden Rivalinnen Bernande und Yvonne nebeneinander, gegenüber Donatienne.

Ein kleiner künstlicher Weihnachtsbaum brannte, das Grammophon spielte, die Jugend sang Lieder. Zum Schluß konnte ich noch jedem Gast ein Andenken schenken aus den Liebesgaben, die mir aus Karlsruhe für die Kinder geschickt worden waren.

Als wir dann Thénorgues verließen, da flossen wieder die Tränen und die Hände winkten noch lange. Im ungeheizten und unbeleuchteten Eisenbahnzug fuhren wir in der kalten Winternacht einem uns unbekanntem Ziele entgegen. Die Thénorguer Idylle lag abgeschlossen hinter uns.